

Zwölfkantsäulen — sie sind über 11 m hoch — sind mit ihrer Verjüngung persisch — und doch zeigen sich in ihren Kapitellen, namentlich aber in den aus mehreren Hölzern gebildeten Konsolen rein südindische Formen.

Auch Bidschapur hat seine Wasserhöfe, die aber einem persischen Ab Ambar ähnlicher sind als einer indischen Baoli. Tafel 158 zeigt im unteren Bild die Tadsch Baoli, ein rechteckiges Becken von geschlossenen Trakten umfaßt, auf das sich in den Achsen große Bogentore mit Doppeltreppen öffnen. Daß der Bau in Südindien steht, sieht man nur an den kugeligen, auf einem Lotuskelch ruhenden Kuppelhelmen der das Kielbogenportal flankierenden Minarets.

In den gleichen Jahrzehnten wie der Palast in Tschandragiri und der Asar Mahal entstand in Madura der große Palast Tirumalai Naiks. Welten scheinen zwischen diesen drei Bauten zu liegen. Auch der Palast in Madura ist wie der Asar Mahal kein Wohnbau, sondern enthält nur Räume für das öffentliche Auftreten des Herrschers, Thronsaal, Audienz- und Gerichtshalle. Den Grundriß gibt Tafel 161 nach der Aufnahme Chisholms<sup>1)</sup> mit einem punktiert gezeichneten Ergänzungsversuch. Dieser beruht auf der darüber abgebildeten Zeichnung Daniells, der offenbar noch mehr gesehen hat als Chisholm. Danach bestand der Bau aus zwei unverbunden nebeneinanderliegenden Hallenhöfen, einem großen — A — im Süden und einem kleineren — B — im Norden. Am Westende steht in der Ecke der ungleich langen Baukörper die Halle C, deren von Fenstern durchbrochenen Bogengiebel man auf Daniells Zeichnung links neben der flachen Kuppel im Hintergrund sieht. Der Grundriß beider Hallenhöfe ähnelt, wie auch Fergusson bemerkt, auffallend dem einer Säulenmoschee. Wie der Haram einer solchen ist der dem Eingang gegenüberliegende westliche Hallenflügel um ein Mehrfaches tiefer als die übrigen drei und besitzt nahe der Rückwand einen größeren, aus mehreren Jochen zusammengefaßten, säulenfreien quadratischen Raumteil, der mit einer das allgemeine Dach überragenden Kuppel gedeckt ist. Im übrigen ist das Ganze ein zusammenhängender, durch keinerlei Scheidewände irgendwie unterteilter Hallenraum, der sein Licht vom Hofe her erhält. Die Maße sind beträchtlich. Das große Hallenrechteck hat 120 m Länge und 68 m Breite bei einer größten Hallentiefe von 50 m. Keiner der Thronsäle der Großmoguln kann sich damit im entferntesten messen. Die Säulen stehen, wie man auf dem Grundriß sieht, nicht in gleichen Abständen. Man erkennt breitere Gänge, die den Säulenwald durchsetzen und aus ihm Teile herauschneiden, in denen die Stämme dichter stehen. Auf den Langseiten im Norden und Süden sind größere Rechteckräume säulenfrei gehalten und mit Spiegelgewölben gedeckt. Sie tragen Obergeschoßsäle, die von der Plattform der Hallendächer betreten werden können und den ganzen Bau hoch überragen (s. Tafel 161 oben). Ein gleicher offener Raumteil — eine Lichtung im Säulenwald möchte man sagen und die breiteren Gänge mit Schneisen vergleichen — liegt vor der westlichen Schmalseite und bereitet den Eintretenden auf den Kuppelraum vor. So ist mit außerordentlichem Geschick der erfolgreiche Versuch gemacht, dem an sich formlosen Raum einer solchen weitgedehnten Säulenhalle Gestalt zu geben, ihn zu gliedern. Wer das System von Straßen und Plätzen in diesem Säulensaal einmal aufgefaßt hat, findet sich ohne weiteres zurecht und erkennt die

<sup>1)</sup> D. h. nach dem Holzschnitt bei Fergusson Hist. Ind. Arch. I Fig. 240. Der Band XXVI der Transactions of the Royal Institute of British Architects (1875/76) der Chisholms Originalaufsatz mit Plänen und Schnitten enthält (S. 159 ff.) war in Deutschland nicht aufzutreiben.

Klarheit und Gesetzmäßigkeit der Anlage. Wer — um zwei naheliegende Vergleichsbeispiele anzuführen — sich im Säulenwald der Amrmoschee in Kairo oder der Moschee in Cordoba bewegt, verliert sofort den Überblick und weiß nicht mehr, in welchem Schiff er sich befindet, es sei denn, er gäbe sich die Mühe und zählte Säule um Säule und Joch um Joch ab. Ob der Architekt in der Tat an eine der großen dekhanischen Hypostylmoscheen angeknüpft hat, die in Kulbarga<sup>1)</sup> etwa oder die Freitagsmoschee in Bidschapur<sup>2)</sup>, möchte ich bezweifeln. Näher lagen ihm die Hypostylsäle der Tempel, die drawidischen Tausend-säulenhallen. In den Dschainatempeln Nordindiens, Wimalas Tempel auf dem Berg Abu<sup>3)</sup> oder Kumbha Ranas Tempel in Ranpur<sup>4)</sup> ist ja in ganz gleicher Weise versucht, den amorphen<sup>5)</sup> Säulensaal zu gliedern, und wenn die Moscheen Gudscherats dieselben Absichten zeigen, so ist das Prinzip doch indisch. Letzten Endes ist Tirumalai Naiks Säulenpalast nichts anderes, als eine überaus reife Form des altindischen Pfostenhauses.

Die Halle C, die durch eine Seitentür von der Westhalle des Hofes A betreten werden kann, ist der bekannteste Teil des Palastes, und Daniells schöne Zeichnung des Innern, die immer und immer wieder abgedruckt wird, hat sie berühmt gemacht (Tafel 162). Zum Vergleich nehme man das linke Bild auf Tafel 163, das die wirklichen, wesentlich kleineren Verhältnisse gibt. Wie man sieht, sind die Säulen viel dicker und gedrungener und stehen wesentlich enger als auf der Zeichnung Daniells, der den Raum vor der vor noch nicht langer Zeit durchgeführten „stilechten“ Restauration nur in seinen wesentlichen Formen sah. Man hat die Halle, in der Tirumalai Naik seine privaten Audienzen abgehalten haben soll, mit einem gotischen Kirchenschiff verglichen, und in der Tat kommt der Raumeindruck — zumal auf Daniells Bild — dem einer frühgotischen Emporenbasilika nahe. Selbst Havell, der sonst alles auf indischen Ursprung zurückzuführen sucht, selbst Dinge, deren persische Herkunft für jeden Unvoreingenommenen auf der Hand liegt, glaubt, daß der Kirchenbau der Portugiesen in Goa hier mit hereinspielt<sup>6)</sup>. Die indischen Architekten, die den christlichen Eroberern ihre Kathedralen gebaut hätten, seien später, durch die Inquisition vertrieben, an den Hof von Madura gegangen. In der Tat liegen aber wohl gerade für Tirumalai Naiks Audienzhalle die Voraussetzungen auf indischem Boden: sie ist nichts als eine großartige Verkörperung des alten tonnengedeckten Langhauses, eine Wiederholung des dreischiffigen Tschaitja in anderen Formen. Die Steinrippen stehen wie in den Obergeschoßräumen von Dschodh Bais Palast in Fathpur Sikri in wesentlich größeren Abständen als die alten Bohlensparren<sup>7)</sup> und haben Zackenbogenform bei kielbogenförmigem Querschnitt der Tonne. Diese ist konstruktiv genommen, rein indisch, nicht gewölbt, sondern wie die entsprechenden Decken in Dschodh Bais Palast aus Steinbohlen hergestellt, die in Falze der Steinrippen völlig holzmäßig eingelegt sind. Es ist sicher nicht anzunehmen, daß der Architekt seinen Raumgedanken in Erinnerung an die Tschaitjas in Ellora, Adschanta oder Karli, die er gesehen haben könnte, gefaßt hat. Aus dem Tempelbau kann er ihn sich auch nicht geholt haben, denn da war

<sup>1)</sup> Abgeb. b. Fergusson Hist. Ind. arch. II Fig. 264.

<sup>2)</sup> Ebenda Fig. 411.

<sup>3)</sup> Ebenda Fig. 283.

<sup>4)</sup> Ebenda Fig. 288.

<sup>5)</sup> Das die Sache treffende Eigenschaftswort — mag es auch ein Fremdwort sein — las ich zuerst bei Wulzinger, Einführung zu Raymund, Altürkische Keramik, München 1922 S. 8.

<sup>6)</sup> Indian architecture S. 212.

<sup>7)</sup> S. oben S. 7.